Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor(en): **Möschlin, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 6 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 11. Februar 1922

Der Vater

an der Wiege seines Knaben.

Mys Büebeli! G'seh Gott dy Schlaf,
So wachsisch u wirsch groß u brav!
U bisch du das, so hesch de gnue,
U bruchsch nit Gäld u Guet derzue.

Es isch so mänge ryche Ma
Mit all sym Gäld gar übel dra;
Er gäb sy beschti Chue derfür,
Wär's ihm um d's Härz wie dir u mir.

Jä! Wär kes rüewigs G'wüsse het,
Schlaft nüt im beschte Fädrebett.
Sys G'wüssen isch e Bölima,
Vor däm er nit ertrünne cha.

Drum, Büebeli, wird groß u guet;
Gott gäb' dir d's Aettis früsche Muet
U ds Müetis Härz u Tuget y,
So geit's dir wohl! Es blyb derby!

G. J. Kuhn.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin. 6

Als Franz am Mittwoch ins Museum trat, nahm es ihn trotz seiner unwissenschaftlichen Besuchsmotive so gastfreundlich auf wie irgend einen Professor, der von Berlin gekommen ist, um die Tridacna-Riesenmuschel, die nur zwei Centimeter kleiner ist als das Londoner Exemplar, oder die sozusagen lückenlose Sammlung der Jurapetrifakten gebührend zu bewundern.

Der Maler hatte sich einen hübschen Plan zurechtgelegt: zuerst würden sie die Saurier aus dem Württembergischen betrachten und dabei einander einen freundlichen Gutentag wünschen. Dann wollten sie dem Gipsmodell eines amerikanischen Riesenreptils einen Besuch abstatten und auch die Spuren beschauen, die irgend ein Tierlein vor vielen Millionen Jahren in rotem Wüstensande, der inzwischen zu großherzoglich-badischem Stein geworden war, zurückgelassen hatte. Das würde ihnen Gelegenheit geben, ein paar verliebte Worte zu tauschen. Dann würden sie Arm in Arm die gar einsame Nebentreppe hinaufsteigen und sich unterwegs ein paarmal recht tüchtig küssen. Im ersten Stocke konnten sie entweder dicht aneinander gelehnt die Palmen beschauen, die früher wuchsen, wo jetzt der Rhein rauschte, oder auch an den Schaustücken der zwischen Basel und Arlesheim zutage tretenden Ueberreste längst versunkener Farrenkräuter- und Schachtelhalmwälder vorbeispazieren und dabei recht glücklich sein, daß sich seither die Schöpfung bis zum Menschen und der Mensch bis zur Liebe entwickelt hatte. Erschüttert vom Gedanken an die Unendlichkeit des Vergangenen, dessen zu Stein gewordene Zeugen nun aufgebahrt lagen in sauberen Glaskästen, jedem Bürger und jedem Kinde zur geneigten Ansicht, seltsam bewegt von der Erkenntnis des ewigen Untergehens und Neugeborenwerdens, würden sie den Saal verlassen, wo der Mammutzahn, das Blatt vom Zimmetbaum, die Riesenauster, der schön geringelte Ammonit friedlich nebeneinander lagen als die Opfer riesiger Weltenschlachten. Und Arm in Arm und Mund an Mund würden sie auf einsamer Nebentreppe zu den Bildersälen emporsteigen, wo der Mensch die Freude an der Welt verkündete. Oder vielleicht war es doch besser, erst noch den Schmetterlingen hinter der Aula einen Blick zu gönnen und auch das hinterste und einsamste Zimmer aufzusuchen, wo man sich angesichts eines diskreten Tintenfisches oder einer verschwiegenen Koralle die heißesten, sehnsüchtigsten Worte sagen durfte und doch jederzeit imstande war, sich hinter wissenschaftlichen Interessen zu verschanzen, wenn man gestört werden sollte. Aber jedenfalls mußten die Bilder den Beschluß machen, und zwar auch sie in zweckmäßig berechneter Reihenfolge, damit ja Rösli wieder um ein Seelenstübchen mehr sein eigen werde. Niklaus Manuel sollte auf sie einwirken und Holbein ihren Sinn zur einfachen Linie wenden. Und am Schlusse der wohlberechneten und sorgfältig gesteigerten Führung mochte Hodler die Beschauerin mit den letzten Offenbarungen segnen.

So stand denn Franz Blumer nicht weit von den weißen Statuen Adams und Evas, die im Vorhofe des Museums zum Biß in einen gipsernen Apfel einluden, und wartete geduldig, bis Röslis Schritte klangen. Während sie den Schirm abgab, den ihr das regnerische Wetter aufgenötigt hatte, stieg er langsam die Treppe hinauf und blieb bei den württembergischen Sauriern stehen, um seine Liebste zu erwarten.

Beide hatten sie eine etwas kühle Maske angezogen, als sie aufeinander zutraten, bereit, die Maske wegzuwerfen und die offene Liebe leuchten zu lassen, sobald das rechte Wort gesprochen worden war. Aber das rechte Wort blieb im Herzen, und was über die Lippen trat, war ein gar schlechter Friedensstifter und Bündnismacher.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß du kämst," sagte er. Warum offenbarte er nicht, was in seinem Herzen schrie: O, wie freue ich mich, daß du gekommen bist!

Ihre Maske wurde noch um eine Nuance kühler und härter. Aber es konnte noch alles gut werden. Wenn nur sie jetzt das rechte Wort fand. Wenn sie ihn anlachte und ihm übermütig die Hand gab und dazu rief: O, du Dummer! Aber statt dessen fragte sie in herausforderndem Ton: „Warum denn nicht?"

Da standen zwei Menschen einander gegenüber, die für einander bestimmt waren, und konnten den Weg zu einander nicht mehr finden. Noch waren sie einander so nah, daß ein Schrittchen genügte, um sie zu vereinen, aber mit jedem Augenblicke, der verstrich, rückten sie weiter und weiter voneinander weg. Jetzt brauchte es schon einen tüchtigen Sprung, wenn sie zusammenkommen wollten. Aber nichts half ihnen: die Sonne war heute tot, keine freundliche Glocke klang, keine milde Stimme sang irgendwo. Ein bißchen Musik hätte das Wunder wirken können. Aber wieso hätte sich Musik ins Museum verirren sollen? Ja, wenn sie wenigstens vor Holbeins „Familie" gestanden wären! Das Bild hätte ihnen helfen können. Aber nun waren sie bei den Sauriern, und die konnten ihnen nicht helfen. Was wußten Fossilien von Menschennot und gar noch so intimer und empfindlicher, für die mancher Pfarrer sogar nicht einmal das richtige Wort gefunden hätte.

Die beiden Verliebten spürten, daß sich eine Kluft zwischen ihnen auftat, und jedes schob die Schuld dem andern zu und legte seinen Worten den unfreundlichsten Sinn unter.

Er macht mir natürlich einen Vorwurf daraus, sagte sie zu sich selber, daß ich mit einem Bekannten, den ich zufällig angetroffen habe, die Freiestraße hinuntergegangen bin. Wie kleinlich! Ich hätte nicht gedacht, daß er so kleinlich wäre. — Ach, und dennoch war sie kurz vorher entschlossen gewesen, ihn um Verzeihung zu bitten.

Sie hat ein schlechtes Gewissen, sagte er zu sich selber, und weil sie sich nicht unschuldig weiß, so sucht sie die fehlende Sicherheit unter etwas Frechheit zu verbergen. — War das der Gleiche, der sich geschworen hatte, das Zusammentreffen gar nicht zu erwähnen und zu tun, als sei nichts vorgefallen?

Aber nun war der Stein im Rollen und nicht mehr aufzuhalten.

„Warum stehen wir eigentlich hier?" fragte Rösli unfreundlich, als Franz keine Antwort gab.

Er schaute sie an, als habe sie sich auf einmal in eine kleine Hexe verwandelt, und sagte:

„Ich meinte, das wüßtest du, sonst wäre es ja nicht nötig gewesen, daß du dich herbemüht hättest," gab er zurück.

„Es ist doch nichts Merkwürdiges, daß man in ein Museum geht..."

„Nein, aber es ist etwas Merkwürdiges, daß ein Mädchen, das man schon ein Jahr lang gekannt hat, plötzlich tut, als kenne es einen nicht. Oder vielmehr: als kenne es einen andern besser."

„Was willst du damit sagen?"

„Du wirst es schon wissen."

Der fremde Klang der eigenen Stimme traf ihn, als höre er einen andern reden. Da kam es ihm doch zum Bewußtsein, daß sie miteinander gifteten wie ein Arbeiter und eine Fabriklerin, die sich auf offener Straße zanken.

„Komm," sagte er und ging ihr voran in den Saal mit dem Gipsmodell eines amerikanischen Riesenreptils. Sie folgte ihm unwillkürlich. Hätte er auf diesen willigen Gehorsam geachtet, so wäre ihm vielleicht das richtige Wort auf die Lippen gekommen. Aber er sah sie schon nicht mehr wie sie war, sondern verdunkelt und verzerrt, gemäß der Art seiner von Zorn und Argwohn getrübten Augen.

„Mit wem gingst du die Freiestraße hinunter?" fragte er unverblümt.

„Mit dem Ingenieur Steiner."

„So, mit einem Ingenieur. Die Maler sind dir also nicht mehr gut genug."

„Ich traf ihn zufällig. Und da ich ihn von früher her kannte..."

„Du hast mir nie erzählt, daß du ihn gekannt hast."

„Ich kann dir doch nicht von allen Leuten erzählen, die ich früher gekannt habe."

„Das klingt ja sehr nett. Wie viele Herren hast du denn schon gekannt?"

„Du solltest dich schämen."

„Ich? Natürlich ich! Die Weiber haben ein großartiges Talent, einem ihre Schuld und ihre Fehler geschickt an den Hals zu hängen."

„Sprich nicht von Weibern, wenn du mit mir redest."

„Ich bitte um Entschuldigung. Seltsam, daß die Menschen um so feinfühliger werden, je weniger Grund sie dazu haben."

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Aber ich dir."

„Was denn?"

Doch da er mit der klaren eindeutigen Anschuldigung herausrücken sollte, kam sie ihm auf einmal wieder hinfällig und läppisch vor. Er war nicht weit davon entfernt, sich zu schämen.

„Wollen wir nicht zu den Gemälden hinauf?" fragte er unvermittelt, im dunkeln Bestreben, den Weg, der zu ihr hinüberführte, wieder aufzufinden.

Rösli nickte, und in ihrem Beifall lag das Eingeständnis ihres bösen Gewissens und eine Andeutung des Wunsches, ihre dummen Worte wieder gut zu machen.

Sie stiegen die einsame Nebentreppe hinauf, und wenn schon die Art ihres Nebeneinandergehens vor allem in der

nahezu ängstlichen Wahrung eines armlangen Abstandes ihre bezeichnendste Schilderung fand, also gar nicht mit dem Wunschbilde übereinstimmte, das sich Franz gar sehnsüchtig vorgestellt hatte, so war doch immerhin Trost und Hoffnung darin, und beide begannen im Geheimen auf die Vermittlerrolle eines guten, schönen, andächtig stimmenden Bildes zu zählen, unter dessen Einfluß es ihnen plötzlich leicht werden würde, den ersten Schritt der Versöhnung zu tun. Aber da sie durch den Holbeinsaal schritten und vor dem Leichname Christi unwillkürlich stehen blieben, entschlüpfte Rösli das Wort: „Das Bild gefällt mir nicht."

Dieser Ausspruch traf Franz so empfindlich in seinem Malergewissen, daß er ihr handkehrum mit einem saftigen: „als ob es darauf ankäme, daß es dir gefalle!" aufwartete.

Rösli schoß ihm einen Blick zu, der ihm zeigte, daß auch sie um die Bewahrung der äußern Ruhe zu kämpfen hatte wie ein Erstickender um den Atem.

Aber er zuckte die Achseln. Auf eine solche Bemerkung hin war ihm nichts anderes übrig geblieben.

Sie gingen weiter, ohne ein Wort zu sagen, bis ihm das rachedürstende Mädchen nach etlichem Nachsinnen die entzückende Grausamkeit zuwerfen konnte: „Eigentlich sind die Maler unnütz!"

Franz war zuerst verdutzt, dann aber brauste er auf, und nur mit Gewalt seine Stimme mäßigend, sprach er auf sie ein: „Du scheinst heute eine Freude daran zu haben, dich als ein Papierkorb zu geben, in dem alles alte Geschwätz zu finden ist! Ein Maler — unnütz. Ein Ingenieur aber nicht. Nicht wahr?"

„Ein Ingenieur verdient wenigstens Geld," sagte sie mit geschliffenem und gewetztem Schnabel, und erschrak doch hinterher, als ihr die Worte entwischt waren, und hatte große Mühe, zu verbergen, daß sie sich schämte.

Bei ihm schlug der Zorn unversehens in Wehmut und Trauer um. Hauste in ihrer Seele wirklich nichts anderes als die banalste Gewöhnlichkeit, wie sie am Philistertische verhandelt wird und beim Bier hockt? Pfui, daß sie ihm mit so abgeschliffener, unsauberer Waffe kam. Geld und Kunst — die alten Gegensätze, so oft triumphierend verkündet vom Munde der Selbstgerechten, die auf den Geldsäcken sitzen und meinen, im Wettrennen des Lebens den ersten Preis geholt zu haben und ewigen Lorbeer. „Seht die Schlucker und Bettler," rufen sie, und der dicke Bauch gibt ihren Worten gar mächtige Resonnanz, daß der, der bloß auf die Stärke einer Stimme hört, leicht überzeugt wird. „Sie haben nichts und balancieren ängstlich und mit Müh dem Abgrunde des Hungertodes entlang. Aber wer nichts hat, ist nichts. Denn die Welt ist gerecht und belohnt Fleiß und Müßiggang nach unparteiischem Maß.

A. Holzmann: Mutter und Kind.

Er hatte sich bis dahin nicht um solches Geschwätz gekümmert. Nun aber kam sie, die er liebte, und verkündete es mit ihrem Munde. Da spürte er schmerzhafte Verwundung und Vergiftung. Waren ihre Worte nicht genug, um sie für immer zu scheiden? Legten sie nicht Zeugnis ab von solcher Grundverschiedenheit der Seelen, daß auch die stärkste, ewigste Liebe nicht mehr helfen konnte?

Sie ahnte, was in ihm vorging, und hätte gerne mit weichem Finger die Falten auf seiner Stirn geglättet. Aber er schaute weg und blieb stumm. Kaum, daß er noch neben ihr herschritt, letzter, nicht zu umgehender Höflichkeit gemäß. Da ließ auch sie das Trotzteufelchen obenauf tanzen. Wenn du nicht willst, gut denn. Komme die Schuld auf dich. Würdest du mich nur anschauen, so sähst du, daß ich Gesagtes bereue. Aber du schaust mich nicht an.. Wie du willst — sag dann bloß nicht, ich sei schuld daran, wenn wir auseinander kommen.

Um sie herum stand all die Farbigkeit sommerlicher und winterlicher Pracht und Herrlichkeit und konnte ihnen doch nicht helfen. Umsonst glänzten Flüsse und Bäume im Licht, das ihnen sehnsüchtige Maler gegeben. Verzückung und Andacht ergriff sie nicht mehr, und auch der geschilderte Schrecken hatte keine Gewalt über sie, denn sie spürten, daß ihre Seelen immer weiter voneinander wegglitten und

Dom, Schloss und Lustgarten.

daß nun bald große Kontinente zwischen ihnen lagen. Näher und näher trat die Drohung der Trennung durch unendliche Meere, die nicht mehr zu überbrücken waren.

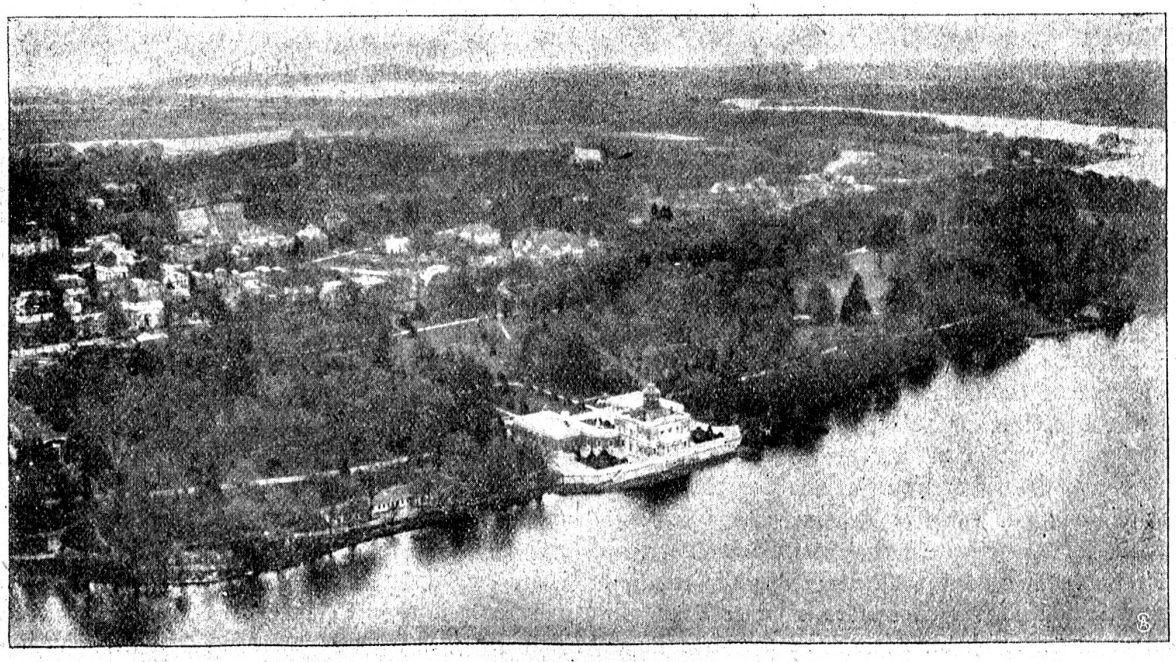
(Fortsetzung folgt.)

Berlin und Potsdam.

(Schluß.)

Ein Berner, der im kleinen all diese Dinge aus der Nähe schon kennt, braucht wohl keine Entschuldigung dafür, daß er in Berlin für drei vier Tage sich in dieses Treiben hineinstürzte und mitschwamm, wohin der große Strom ihn zog. Wir zwei bummelten reichlich durch die belebtesten Straßen, fuhren nach Herzenslust auf der Stadt- und Untergrundbahn hinaus in die Vorstädte, genossen das bunte Treiben im Zoologischen und im Lunapark mit seinen feenhaften Lampions, seiner Musik, seinen Künstlern auf dem hohen Seil, seinen Jux- und Foxtrott-Truppen, seiner „Liebesgrotte" und seinem Tanzrad. Größere Sportveranstaltungen fanden an jenem heißen Sonntag, der uns in Berlin oder richtiger in Podsdam sah, nicht statt; wir hätten sie kaum besucht, wiewohl uns diese Seite des Großstadtlebens nicht wenig interessierte; aber wir hatten uns zum Alten Fritz nach Sanssouci eingeladen und hätten uns von diesem Besuch durch keine Verlockung abhalten lassen. Als wir an jenem Abend nach Berlin zurückkehrten, verlief sich „Unter den Linden" gerade eine der 300 grossen Demonstrationsversammlungen gegen den Krieg, die die sozialistischen Parteien auf jenen Sonntag einberufen hatten. Auch diese Gelegenheit, Berlinerleben zu beobachten, hatten wir zu unserm Bedauern verpaßt.

Doch darf ich schon Freund Ueli zuliebe, der der gesetzteste und ernsthafteste Berner ist, den man sich vorstellen kann, nicht die Meinung aufkommen lassen, wir hätten unsere Berliner Tage nur so leichthin verbummelt. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Für unsere Ausdauer, mit der wir Bädecker durch die Museen Berlins: durch das Alte und Neue Museum, die Nationalgalerie, das Kaiser Friedrich Museum, das Museum für Meereskunde, durch den Dom, über all die Plätze mit den ungezählten Standbildern und Reiterstatuen, hinauf in die Siegessäule, hindurch durch die Siegesallee folgten, ohne zu seufzen und zu ermatten — oder, Freund Ueli, sage ich zu viel? — für diese Leistung in vier kurzen Tagen verdienen wir entschieden Lob. Berlin ist nicht umsonst berühmt durch seine gediegenen Museen; dies im Ernst gesprochen. Zum Glück für uns, die wir unsern Bildungshunger in etlichen andern Museen, so den nicht unbeträchtlichen in Leipzig und Dresden — von denen in



Das Marmorpalais am Heiligensee.